

WELCHE INTERNATIONALITÄT? UND WOFÜR?

Für Martin Sexl dürfen das Überschreiten nationaler Grenzen und der Stolz darauf nicht blind machen für eine andere Grenze.

„Vielleicht agieren österreichische Studierende, die neben ihrem Studium an der Heimatuniversität in der Flüchtlingsbetreuung arbeiten und Fremdsprachen erlernen, internationaler als jene unter ihren österreichischen Kommiliton/innen, die ein Jahr in Göteborg verbringen.“



MARTIN SEXL wurde 1966 in Hall in Tirol geboren. Er studierte Vergleichende Literaturwissenschaft und Germanistik an der Universität Innsbruck mit Auslandssemestern in Granada und Paris. Mehrere Forschungsaufenthalte führten ihn nach Frankreich und Deutschland. Er ist seit 2011 Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Innsbruck. Martin Sexl ist Vorstand des Instituts für Sprachen und Literaturen.

Im 10. Jahrhundert soll die Bibliothek von Córdoba mehr Bücher enthalten haben als alle Bibliotheken Westeuropas zusammen. Übersetzer und Gelehrte wurden nach Andalusien entsandt, um die dort aufbewahrten Texte des Aristoteles einzusehen, ins Lateinische zu übertragen und somit für das christliche Mittelalter verfügbar zu machen. Wenn in Córdoba oder Toledo die antike Philosophie nicht bewahrt worden wäre und die mittelalterlichen Denker sich nicht auf die beschwerliche Reise in den Süden gemacht hätten, wäre vieles verloren gegangen, was wir untrennbar mit dem Begriff des abendländischen Denkens verbinden. Das Mittelalter agierte also in hohem Maße ‚international‘, teils aus Neugierde – wobei das Ziel der nach Córdoba Reisenden nicht unbedingt die arabische Kultur als solche war, wie wir vielleicht gerne glauben würden –, teils aus dem Impuls heraus, an Wissen zu gelangen, das Probleme zu lösen versprach, die mit dem, was man selbst bislang entwickelt hatte, nicht in den Griff zu kriegen waren.

Heute muss kaum jemand mehr seinen Arbeitsplatz verlassen, um an jene Schriften zu gelangen, für die man vor einigen Jahrzehnten noch die Grenzen des eigenen Landes überschreiten musste. Auch Seminare und Konferenzen können per Skype so organisiert werden, dass vom jeweils vertrauten Umfeld aus international miteinander kommuniziert werden kann. Der Stellenwert des direkten Kontakts darf jedoch auch in Zeiten globaler medialer Vernetzung nicht unterschätzt werden, denn erst die unmittelbare, sinnliche, physische Erfahrung anderer Menschen, anderer Sprachen oder anderer gesellschaftlicher, kultureller und wissenschaftlicher Konventionen macht einem jenes Erlebnis von Alterität zugänglich, ohne das wir weder Verständnis für uns selbst wie für andere noch Problemlösungen in einer globalisierten Welt entwickeln können. Und diese Erfahrung macht zudem auch deutlich, dass Wissenschaft nicht etwas Objektives und zeitlos Gültiges darstellt, sondern von vielerlei Interessen, Überzeugungen,

ökonomischem oder kulturellen Bedingungen oder moralischen Überlegungen geprägt ist.

Aber Internationalität ist kein Wert an sich – und manchmal auch kontraproduktiv (wenn man etwa germanistische Forschungsanträge in englischer Sprache einreichen muss). Daher sind Universitäten in der Pflicht, die Frage, wofür man eigentlich Problemlösungen und Verständnis entwickeln und welche Grenzen man dabei überschreiten muss, immer wieder zu stellen. Internationalität macht nur dann wirklich Sinn, wenn sie über ein reines Label hinausgeht und nicht nur der scientific community, sondern auch der Gesellschaft dient. Statistisch belegbare – und in Rankings verwertbare – Manifestationen von Internationalität sind dabei nicht immer ein zuverlässiges Messinstrument, denn vielleicht agieren österreichische Studierende, die neben ihrem Studium an der Heimatuniversität in der Flüchtlingsbetreuung arbeiten und Fremdsprachen erlernen, internationaler als jene unter ihren österreichischen Kommiliton/innen, die ein Jahr in Göteborg verbringen, Vorlesungen an der Germanistik in deutscher Sprache besuchen und ihre Freizeit im Studentenheim mit den eigenen Landsleuten verbringen. Und möglicherweise tun Wissenschaftler/innen, die in ihren Seminaren und Vorlesungen Studierende mit fremdsprachigen Texten im Original konfrontieren, mehr für die Lösung von Problemen, vor die uns eine globalisierte Wirklichkeit stellt, als jene, die trotz zahlreicher Vorträge auf internationalen Tagungen renommierter Universitäten über den Tellerrand eines engen Spezialgebietes nicht hinausblicken.

Nicht zuletzt dürfen das Überschreiten nationaler Grenzen und der ganze Stolz darauf nicht blind machen für eine andere Grenze, die immer undurchlässiger und manchmal, gerade auch an Universitäten, übersehen wird: nämlich die zwischen intellektuell, kulturell und ökonomisch potenten, politisch einflussreichen sowie international vernetzten Eliten und jenen Schichten, die kaum Zugang zur Wissenschaft bekommen und/oder wenig von ihren Ergebnissen profitieren.